

II. Kapitel „Sich selbst finden – auf dem Weg“

„Unnütze Leute aber, die weder zum Wehren noch zum Ernähren taugen, sondern nur verzehren, faulenzten und untätig sein können, soll man nicht dulden, sondern aus dem Lande jagen oder zum Arbeiten anhalten, so wie es die Bienen tun, welche die Drohnen wegstechen, die nicht arbeiten und den anderen Bienen ihren Honig wegfressen.“ (Martin Luther, Ob Kriegsleute auch in seligen Stande sein können, hg. im Auftr. des Evangelischen Militärbischofs von Angelika Dörfler-Dierken und Matthias Rogg, (Schriften der Evangelischen Seelsorge in der Bundeswehr), Edition Akanthus, Delitzsch 2014, S. 66)

„Arbeit“ oder: Arbeiten? Entscheide ich spontan!

Von Friedrich Koop

Ich erinnere mich noch sehr gut an die Worte unseres Schuldirektors, die er uns frischgebackenen Abiturienten damals an einem warmen Sommertag im Juni mitgab, bevor wir wie ausschwärmende Bienen unseren bisherigen Lebensraum für immer verlassen sollten: „Die Diamanten sind geschliffen, das ist euer diesjähriges Abiturmotto. Und dem kann ich nur zustimmen: Mit dem Erlangen der allgemeinen Hochschulreife habt ihr nicht nur die fachliche Reife für den Start in euer weiteres Leben erlangt, sondern auch an persönlicher Reife dazugewonnen. Ich hoffe wir haben es geschafft, euch in den letzten Jahren zu selbstbewussten, aber nicht überheblichen, frei denkenden jungen Menschen erzogen zu haben, die auch im Disput ihre eigene Meinung reflektiert vertreten und Recht von Unrecht klar differenzieren können. Also, was bleibt mir Weiteres zu sagen, außer: Nun geht da raus, und bleibt so wie ihr seid: kühn, originell, mutig, zielstrebig und neugierig!“

Am Morgen, oder doch eher am Mittag nach der rauschenden Abiturfeier standen 130 junge Menschen verschlafen und mit der Zahnbürste im Mund vor dem häuslichen Badezimmerspiegel vor der schwierigsten Frage ihres bisherigen Lebens: Und wie geht es jetzt weiter? Was wird aus mir? Einer darunter war ich. Ich sah im Spiegel einen jungen Mann mit glatten Gesichtszügen, lockigem Haar und einem skeptischen, fast ängstlichen Gesichtsausdruck, der so gar nicht zu dem spitzbübischen, stolzen Lächeln des Abiturienten passte, der noch vor ein paar Wochen mit einer Schar von Freunden selbstbewusst über den Schulhof stolziert war.

Einige von uns hatten schon in der Zeit der Oberstufe Ideen entwickelt, vertraten in Diskussionen mit Eltern, Freunden und Verwandten standfest ihre wie auf dem Reißbrett geplante Zukunft, mitsamt Auslandsaufenthalt und ausformuliertem Bachelorthema. Doch viele von uns waren, wenn es stiller um sie wurde, von Zweifeln geplagt. Andere waren ratlos, schier überfordert von der unfassbaren Fülle an Möglichkeiten in einer Welt der vermeintlich unerschöpflichen Chancenvielfalt. Ich gehörte zu letzteren. Und mir wurde an diesem Morgen bewusst: Ab jetzt hatte ich mein Schicksal selbst in der Hand. Jetzt ging es

darum, mir meinen Platz in der Gesellschaft zu suchen, eine eigene Existenz aufzubauen. Dass unsere Wege früher oder später, egal wie viele Auslandsaufenthalte noch dazwischen getaktet würden, in der Erwerbstätigkeit enden würden, wurde mir in diesem Moment schlagartig klar. Jetzt musste ich mich auf die Suche begeben nach der Tätigkeit, die ich gewillt war, den Großteil meines Lebens auszuführen. Was für eine Entscheidung! Und ohne doppelten Boden. Die erste Teilentscheidung war schnell getroffen: Emotion sollte die Triebfeder für meine Suche sein, nicht Vernunft! Ich lag wochenlang auf meinem Bett, recherchierte mehr als für alle bisherigen Referate in der Schule zusammen und gelangte recht schnell zu Erfolgserlebnissen: Ich konnte unglaublich viele Dinge aufzählen, die ich nicht wollte. Ich redete mir das als Erfolg ein und war frohen Mutes, schon bald auf etwas zu stoßen, was mich wirklich umhauen würde.

Ja, es sollte mich umhauen, nichts Geringeres als das war mein Anspruch. Unser Anspruch. Der Anspruch meiner Generation. Die Tätigkeit muss zu unserem Leben passen.

Unsere Eltern hatten schon, als wir Kinder waren, unsere Tätigkeiten völlig unreflektiert mit einer Vielzahl von „Super!“-Ausrufen kommentiert. Also waren wir ja wohl auch super. Und wenn man sich im Narzissten-Portal mit dem blauen „f“ unsere Profile anschaut, erscheint diese Anspruchshaltung auch mehr als einleuchtend: Mühevoll verzierte Profilbilder mit dreifach-Filter, Verlinkungen zu unfassbar trendigen Hotspots und eine Aneinanderreihung von grandiosen und einzigartigen Erlebnissen, leicht nachzulesen dank unseres portablen Zweithirns. Da unsere schiefe Selbstwahrnehmung spätestens mit der Pubertät, in der nicht nur wir unsere Eltern, sondern vor allem auch unsere Eltern uns auf einmal seltsam und alles andere als „super“ fanden, erheblich bröckelte, versuchten wir nun, uns tagtäglich gegenseitig zu beweisen, vorzugsweise virtuell, wie besonders wir denn waren.

Nein, die Sache war ganz klar: Mit nichts anderem als „großartig“ wollte ich meine zukünftige Tätigkeit, nein, Berufung, beschreiben. Vor allem vielseitig sollte sie sein, fern von jeglicher öden Eintönigkeit. Am besten so, dass ich mich nicht direkt auf ein Themengebiet festlegen musste. Denn in unserer „schau-ich-mal-spontan“-Generation ist nichts schlimmer, als sich auf eine Sache festlegen zu müssen. Wir sind es schon in unserer Freizeitplanung gewohnt, uns entweder kurz vorher oder noch mittendrin umzuentcheiden für das, was uns in diesem Moment als optimaler, luststeigernder erscheint. Hätte damals der NASA-Chef höchstpersönlich bei mir geklingelt und mir die Möglichkeit angeboten, am Astronautenprogramm teilzunehmen, hätte ich womöglich abgelehnt mit den Worten: „Puh, also sich immer nur in einem Sonnensystem aufhalten zu können, kann auf Dauer ja schon recht eintönig werden!“ Oder auf den Vorschlag per Direktwahl zum Bundeskanzler gewählt

zu werden, hätte ich vielleicht erwidert: „So früh möchte ich mich jetzt eigentlich noch gar nicht festlegen! Eigentlich wollte ich erstmal ein bisschen reisen!“

Ich wusste damals, dass das lasche Credo „Arbeiten um zu leben“ in der heutigen Zeit nur schwer umzusetzen ist. Mit einer Einstellung zur Mittelmäßigkeit kommt man in einer leistungsorientierten Arbeitswelt nicht weit. Und wenn ich schon bis zu meinem 70. Lebensjahr in die Rentenversicherung einzahlen sollte, dann wenigstens mit Freude. Mir war klar, dass der „Sinn des Lebens“ immer mehr zu einem „Sinn der Arbeit“ würde, wenn man von all den 50- und 60-Stunden-Wochen hörte. Ich wollte tatsächlich „leben um zu arbeiten“, war nicht arbeitsscheu, aber ich suchte nach einer Sinnhaftigkeit, die ich in meiner zukünftigen Tätigkeit unbedingt verspüren wollte. Ich wollte die mir gegebene Zeit sinnvoll nutzen. Ich hätte kein Problem damit gehabt, wenn die Sphären aus Arbeit und Privatleben ineinander zerfließen wie die Milch im Kaffee, wenn ich jedoch dafür Herr über meine eigene Zeit werden konnte. Ich wollte arbeiten wann, wo und wie ich wollte. Selbstbestimmung war – und ist – mir wichtiger als ein Dienstwagen mit hohem Bruttolistenpreis oder ein saftiger Jahresbonus. Ich wollte nicht schon mit Mitte 30 innerlich kündigen und jedes Jahr erneut versuchen, mein Leben in 28 Urlaubstage zu verpacken.

Das klang nach sehr viel „wollen“ und konnte nur schiefgehen. Rückblickend, drei Jahre später, denke ich, sind viele meiner Vorstellungen auf normales Realitätsniveau gestutzt worden. Die meisten davon sogar von ganz alleine, ohne mein Zutun. Alle meine Wünsche haben sich natürlich nicht auf einen Nenner bringen lassen und, wie so oft im Leben, hat die Vernunft bei mir letztlich doch den längeren Atem gehabt. Vor lauter frustrierender Ratlosigkeit bin ich zunächst in eine Ausbildung im Wirtschaftssektor gerutscht, welche mir all die Seiten der Arbeitswelt offenbart hat, die ich für mich hatte vermeiden wollen: Die Arbeitstage existieren in einem zeitlichen Vakuum diktiert von Stechuhr, Leistungserfassungen und Umsatzstatistiken, und die Kollegen sprechen vor Dienstantritt schon vom Feierabend. Ich blicke in Gesichter, in denen die Hoffnung schwand, dass in ihrem Leben doch noch etwas Besonderes passieren würde, und die fest davon überzeugt sind, dass ihre Arbeit die schlechteste Form der Vermögensbildung ist. Eine unmoralische Schere bei den Gehältern zwischen den drei Geschäftsführern und den 25 Sachbearbeitern im starren Verhältnis 3:25 war in jedem Winkel des Bürogebäudes zu spüren und konnte auch nicht durch die „bück-dich-hoch-Strategie“ verringert werden. Die Kündigung ist bei den meisten innerlich schon längst geschrieben, nur real noch nicht abgegeben.

Diese drei Jahre mitten aus dem Alltag eines jungen Durchschnittsarbeitnehmers haben in mir aber nicht den Entschluss bestärkt, mit dem Nektar und Pollensammeln aufzuhören, der

Arbeitswelt den Rücken zu kehren und zur Drohne zu werden. Viel mehr haben sie meinen Blick freigemacht von einer vielleicht zu träumerischen und idealistischen Sichtweise auf Arbeit hin zu einer gesunderen, realistischeren Einstellung. Aus heutiger Sicht bin ich sogar dankbar für die hinter mir liegenden Jahre, da sie meine Anspruchshaltung, die eher der einer Bienenkönigin glich, auf das Realitätsniveau einer typischen Arbeitsbiene gestutzt haben. Ich sammle weiterhin Pollen und Nektar, bloß bin ich jetzt auf einer anderen Wiese unterwegs, die besser zu mir passt.

Mittlerweile sehe ich morgens im Badezimmerspiegel einen erwachsenen Mann, der durch die hinter ihm liegenden Jahre persönlich gereift ist. Einer, der seine Stärken und seine Schwächen gleichermaßen kennt und weiß, dass er vor allem etwas leisten muss, um der Berufung nachzugehen, die ihn glücklich macht. Denn Glück heißt nicht zu warten, bis der Sturm vorüberzieht oder dass jemand anderes ein Dach über einem errichtet, sondern zu lernen, im Regen zu tanzen.